

Ein erkämpftes Sonntagsvergnügen.

Na, Kinder, nun laßt's losgehen, und prächtig wollen wir uns heute amüsiren! sagte die verwitwete Frau Dr. Wenzel und band den Hut auf das leicht ergraute Haar.

„O herrlich, herrlich, Großmama! schwärmte ein allerliebster Badfisch. Den ganzen Tag vor sich zu haben, in der schönen, freien Gotteswelt Natur zu genießen.“

„Und Staub zu schluden und sich schubben zu lassen! nie ein halb-wüchsiger Junge in Kadettenuniform ein, aber seine lustigen Augen stimmten schlecht zu seinen pessimistischen Worten.“

„Na, Großmama, ich sag' Dir, heut in der Stadtbahn - yfropfoll war's schon in Jannowitzbrücke, und dann führte noch eine Auflage Naturdurstiger ins Goupe.“

„Ach was, Jungen, hab' Dich nur nicht,“ tröstete die lebenslustige Großmama, „spiel' mir hier den Bläsern, und dabei guck' Dir Deine Dummjüngens - Freude aus jedem Knopfloch heraus.“

„O, uns auch, uns auch!“ jubelten zwei kleine Mädchen, die Schwestern des Kadetten, und schwenkten sich im Zimmer herum, soweit es der kleine Raum gestattete, daß ihre blonden Zöpfe mit dem blauschwarzen Schleifen flohen.

„Wenn Sie mir erlauben, Schwiegermama, werde ich den Führer machen!“ rief da plötzlich eine männliche Stimme aus der Fensterdecke, und unwillkürlich wandten sich aller Blinde dem Sprecher zu.

„Frau Dr. Wenzel sah nicht sehr erfreut aus. „Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Schwiegerohn,“ sagte sie, „aber heute übernehme ich die Führung.“

„Frau Dr. Wenzel zügelte nur ungeduldig die Achseln, Elisabeth, das Mädchen, aber flüsternd: O, Alexander, sei gut, laß Mama ihren Willen mir zu Liebe, mein süßer Ali!“

„Ihre Schmiedelworte und das argliche Brummen des süßen Ali gingen unter in dem Lärm des allgemeinen Aufbruchs, die Frau Doktor kommandierte die Jünglinge der Gesellschaft zum abwechselnden Tragen der verheißungsvoll schweren Körbe, ergötzte den Arm ihrer ältesten verheirateten Tochter, der biden Mama des allerliebsten Badfisches, und hinaus ging's.“

„Ein unausstehlicher Mensch, Dein werther Schwiegerohn in spe!“ bemerkte die dicke Frau Federbistener Schneider zu ihrer Mutter. „Was,“ entgegnete diese gutmüthig, „er ist nur noch etwas grün und aufgeblosen, sonst ein sehr tüchtiger Ingenieur, und wenn Elisabeth erft seine Frau ist, wird sie ihn schon tuzieren. Jetzt ist sie noch ganz verhimmelt in sein hübsches Gesicht.“

Die beiden älteren Damen voran, dann der Herr Federbistener mit seinem Tochterden, dem Badfisch, und hinter diesem die übrige lustige lockende Gesellschaft, so bewegte sich der Zug aus der Hausthür in die grüne Welt hinein. Den Schluß bildete das Brautpaar, der süße Ali mit einem so bösen Gesicht, daß Elisabeth, die in düstiger Sommertourette an seinem Arm hing, ihn gar nicht anzureden mochte.

Der Zug ging nicht auf die Straße hinaus, sondern auf die im Sonnengolde glitzernde Spree zu und an ihr entlang auf einem menschenleeren, schattigblauen Flade.

„Na, dies Gefährte an den Hintergärdern herum ist zum mindesten geschmacklos,“ zürnte der beleidigte Bräutigam. Elisabeth drückte beschwichtigend seinen Arm, sie hoffte das Beste von der Wirkung des guten Bieres, das vor-ausichtlich in Mamas erlerntem Ziel-punkt zu erlangen war.

Durch ein Hinterpförtchen trat jetzt die kleine Gesellschaft in einen großen schattigen Restaurationsgarten, der noch ziemlich leer war. Von dem Musikpavillon herab tönte das Stimmen der Instrumente, durch die Baumzweige schimmerte die Spree.

„So Kinder, da sind wir!“ rief Frau Dr. Wenzel, „und Plog haben wir noch in Hülle und Fülle. Ist's hier nicht reizend? So dieser lange Tisch ist gerade gut für uns. Hier, Kellner, eins - zwei - drei Kaffee. Ihr andern bestellt Euch, was Ihr wollt. Elisabeth, wade die Körbe aus.“

In lustiger Stimmung grupperte sich die Gesellschaft um den langen Tisch. Alles war entspannt, die wohnige Kühlung, der herrlich mündende Kaffee, das schöne Gedäch und im Mit-

telpunkt die liebe, lustige, alles anregende Großmama. Auf der den fern blinzelnden Spree schloßen Pfeifschmel die eleganten Boote dahin, dazwischen schoben sich plumpfe Fischerjungen und lange Spreefahne gemächlich vorbei, und hin und wieder sah ein Dampfer majestätisch seine Bahn.

„Nun, lieber Alexander, ist's nicht hübsch hier?“ fragte endlich Frau Dr. Wenzel den Schwiegerohn, der stumm hinter seinem Glase Bier saß.

„Ja, wissen Sie, Mama, es ist ja nicht übel hier,“ erwiderte er, froh, endlich einmal zu Worte zu kommen, „aber nehmen Sie mir's nicht übel, das Bier ist geradezu abförschlich, gar nicht zu trinken. Außerdem finde ich auch die Bedienung etwas lässig, und überhaupt das Ganze macht den Eindruck eines Lokals zweiten Ranges.“

„O - ich wüßte doch nicht,“ meinte die Frau Doktor etwas deprimiert.

„Na, wenns Euch gefällt, mir soll's ja recht sein,“ sagte der junge Mann brummig, „ich meinte ja vorhin nur, daß ich in diesem Vorort ein Lokal kenne, das geradezu unübertrefflich ist. Herrlicher Garten, weit schöner als dieser, trinkbares Bier, das Ganze hat einen Chic - ich sage Ihnen - na, ein-fach großartig.“

„So - so -“ machte die alte Dame ganz betrübt. Die Lebrigen versuchten nun, sich in Lobeserhebungen über diesen Platz zu ergieken, aber es wollte nicht recht gehen. Man mußte unwillkürlich immer hinschauen nach dem steptischen Schwiegerohn, der mit unendlich hochmüthigem und fast schamlos hinter seinem abgehängten Glase Bier saß, und verlegen verstummte dann jedes Mal der lobende Mund.

„Um dum dum trara -“ setzte die Musik dröhnend ein, und der Marsch aus dem Propheten von Mennerber rauschte als Nr. 1 von der Tribüne.

„Großmama,“ flüsterte der Badfisch während der Musik der alten Dame zu, „ärgere Dich doch nicht über Alexanders dumme Reden. Es ist doch wunderbar hübsch hier, wie im Paradies, ich möchte nirgends anders sein.“

„Ach, Kind, ich ärgere mich auch nicht. Aber sieh, es thut mir doch leid, daß ich Euch hierhergekommen, wenn es anderswo vielleicht wirklich viel hübscher ist. Das mit dem Bier verleihe ich ja nicht so recht.“

Als die Musik schwieg, hatte der schöne Ali noch einen Trunf auszuspielen. „Nimmervolle Musik,“ sagte er zu Elisabeth, aber so laut daß es alle hören konnten. Die Kerls bliesen wie die Stubhühner. Es stimmt ja nicht mal zusammen.“

In Ermangelung eines Musikverständigen nahm man Ali gläubig als Musikrichter an. Die Stimmung fiel langsam aber sicher, und schließlich haben alle in peinlichem Schweigen vor sich nieder.

Der muntere Badfisch wollte etwas Leben in die trübliche Gesellschaft bringen. Unterfüßt von ihrem Vetter, dem Kadetten, fing sie allerhand lustige Beobachtungen an, und die sich immer mehr füllenden Tische boten Gelegenheit genug dazu.

„O seht doch nur diese ungläubliche Toilette!“ rief sie plötzlich und wies mit den Augen auf eine Dame, die an einem anderen Tische saß. Es war eine junge, hübsche Person, in deren Anzug sah aber eine solche raffinierte Geschmackslosigkeit aus, daß selbst der Kadett und die kleinen Mädchen in Lachen ausbrachen.

Alles, was die Mode vorschrieb, war in der fürchterlichsten Weise übertrieben und dabei herrschte eine Farbenzusammenstellung, die die Augen fast beleidigte. Ueber dem allen schwannte ein riesiger Hut mit einer grellrothen, weichen leuchtenden Feder.

„Ich bemerkte ja vorhin schon ein Lokal zweiten Ranges!“ entschied Herr Alexander sehr selbstzufrieden. „In meinem Lokal würde solche abentheuerliche Person gar nicht zu erscheinen wagen.“

„Rein, diese ewigen Kadettfische, das war nicht zum Aushalten; die gute Frau Doktor wurde ganz roth vor Aufregung, aber sie nahm sich zusammen und sagte ruhig:

„Lieber Schwiegerohn, ich bin nicht eigensinnig. Wenn es den Lebrigen recht ist, so paden wir unter Seidenstücken ein, und Sie führen uns in Gottes Namen nach Ihrem Dorado. Dann kann die Gesellschaft ja entscheiden, welches besser war.“

Der liebe Schwiegerohn war sofort bereit, nun hatte er ja, was er wollte! Die anderen sträubten sich anfangs ein wenig, die älteren aus Bequemlichkeit, die jüngeren aus Höflichkeit gegen die Großmama, aber es half nichts, der Kellner wurde herangewinkt, die Körbe wieder aufgehakt, und davon ging's, das Brautpaar an der Spitze.

Erst ging es ein Weichen am Spreewater entlang, ihnen nach hängen die Töne des Kesseldorfer Marichs aus dem eben verlassenen Garten, es marschirte sich gut dazu, und an ihnen vorbei schossen die flinken Sportboote. Aber die Klänge verhallten, und der Führer, stolz im Gylinder, die jartageliebte Braut am Arm, hatte ein gar zu schnelles Tempo eingeschlagen. Langsam, langsam!“ riefen die alten Damen; er hörte es nicht im Kanfisch seines Triumphes, und leuchtend mußten sie folgen.

Dann ging es über eine Brücke, dann in einen Nierensumpf, der Weg war sandig, die Sonne brannte mit vollster Kadetttagelust, die Damen schüßten, der Federbistener klackte, die

Jugend begann unter der Last der Körbe zu stöhnen - und mit verbiemenem Angrimm richteten sich aller Blinde nach vorn, wo der Bräutigam mit langen Schritten dahinjohrte, den Gylinder auf dem siegesfrohen erbobenen Haupte, sein Bräutchen mit schleppend, das ergebungsoll aber hübsch ermüdet an seinem Arme hing, und ihr Kleid nur mit Anstrengung antrafte, so daß die weiße Stücker des Unterrocks leuchtend sichtbar wurde.

„Um alles - Alexander, wie weit ist's denn noch?“ jammerte die Frau Doktor. „Bald, bald, liebe Schwiegermama, haben Sie nur Geduld. Da - sehn Sie, wie ich hier Bekleid wech, da ist schon die Chauffeur. Nun gebt's weiter.“

„Ja es ging etwas besser, aber gut noch lange nicht. Die Chauffeur hatte kein Ende, wider Staub legte sich auf die Kleider, die Hitze, knirschte zwischen den Zähnen, eins der kleinen Mädchen fing an zu weinen, die Körbe waren kaum mehr zu tragen.“

„O, Himmel - ich erkläre -“ leuchtete die Frau Schneider. „O, dieser prächtige, gräßliche Mensch!“

Und weiter ging es, weiter. Es kam wie eine stille, wortlose Verzweiflung über die mühsam dahinhastende Gesellschaft. Die Sonne - der Staub - die Chauffeur ohne Ende - der schwarze hohe Hut - der weiße Saum des Unterrocks, es tanzt vor ihren Augen, es ist, als solle das ewig so wahren.

Endlich, endlich! Da sind Häuser, da ist Schatten! Aber die heißen, ermatte, staubbedeckten Menschen fühlen ihn kaum. O, wenn sie nur spen konnten, endlich -!

„So, meine Herrschaften, bitte hier einzutreten. Stehen Sie sich nicht an das wenig elegante Küchere des Hauses. Der Garten ist die Hauptsache.“

Sie treten ein, Elisabeth mit dem trampfahnen Entschluß, alles schön und herrlich zu finden, die andern zu matt, um noch einen anderen Wunsch zu haben als Ruhe und Kühlung.

„Auf der Diele tönte ihnen kreischende Langmuß von einem Klavier und einer Violine entzogen, und dazu drehen sich einige Paare. Gedante nun ohnmächtig werden: bei dieser Hitze tanzen!“

„Nun, wir brauchen ja nicht gerade zu tanzen,“ meinte der Führer sehr lebenswürdig. „Kommen Sie nur.“

Sie treten in den Garten. Ja, das war wohl, himmlisch! Kühl und schattig breitet es sich aus, rauschende Musik ertönt, es duftet angenehm nach Kaffee, alle Tische sind dicht besetzt.

„Ja, sehen Sie wie es hier wohl ist gegen dort!“ triumphiert er.

„Ja, das ist eben das Schlimme! Kein Plätzchen zu finden, und gar für eine so große Gesellschaft.“

Sie gehen den Gang hinab, sie bliden rechts und links. Nichts leer.

„Sehn Sie, die Spree haben wir hier auch!“ preist Alexander, aber dieser Trost nützt wenig.

Endlich, endlich ein kleines Tischchen, mitten in der Bressone - na, man muß eben die Schirme aufspannen, man kann doch wenigstens sitzen. Die Kinder können sich ja daneben auf den Rasen legen, das ist gerade recht romantisch.“

„Puh - Kellner! Bier, Limonade!“

„Aber ich bitte Sie, hören Sie doch auf die Musik!“ A das ein Vergleich mit der im anderen Lokal! Wie voll die Töne, wie rein - trara, trara!“

„Ach, da ist das Bier!“ jauchzt die dicke Frau Schneider. „Köflich köflich!“

Alexander thut einen tiefen Zug. „Ja, nicht wahr, meine Herrschaften, das ist ein anderes Gedröhl! Na, ich sagte es ja gleich. Und diese Bedienung, achte Sie nur darauf, Ramadchen, dieser gewandte Kellner.“

Er stoßte plötzlich und sah sich ringsum. Ein namenlos verblüffter Ausdruck trat in sein Gesicht, das sah von einer flammenden Röhre übergeben wurde. Seine Schwiegermama bemerkte es - auch sie kugte, und dann kam plötzlich eine unglückliche Lustigkeit in ihre Augen, und ihre ganze Gestalt erbebe wie von innerlich erschütterndem Lachen.

„Ach Großmama,“ sagte eben der Badfisch, „reund ist es hier, das müssen wir zugeben, nicht wahr?“

„Ja,“ erwiderte sie und sah sich mit schalkhaftem Lächeln um, „hier steht unter kleiner Tisch, und drüben ein schöner langer, und da blüht die Spree, und da drüben ist ein Hinterpförtchen -“

nenbrände dabingeleucht sind, um schließlich an unfernen Ausgangspunkt zu kommen, nur mit dem Unterfische, daß unter scheinbar schattiger Tisch dicht befestigt ist. Aber dieser Spaß ist die ganze Wäde werth. Profit, lieber Schwiegerohn!“

Kiefenschlangen.

Ueber die Gefährlichkeit der giftigen Kiefenschlangen und ihre Nohigkeit, große Thiere zu verschlingen, sind im Publikum im Allgemeinen noch sehr übertriebene Vorstellungen im Schwange. Brehm tritt in seinem bekannten Werke dieien Vorstellungen, die ihren Ursprung vielfach in abentheuerlichen Reise-Erzählungen haben mögen, entgegen, indem er einen Truthahn ungefähr als das größte Objekt bezeichnet, welches eine Kiefenschlange zu bewältigen vermag. Aber auch die Fähigkeit der Schlangen, andere Thiere im Alte der Nothwehr zu umzingeln und zu erdrücken, scheint im Allgemeinen nicht eben groß zu sein. Vor zwei Jahren - so schreibt uns ein Leser - hatte ich Gelegenheit, während des Aufenthalts an einer abgelegenen Stelle der brasilianischen Küste die Folgen eines Rencontre zwischen einer Kiefenschlange und einem kleinen Koter von der Größe eines mähigen Spiges zu sehen, die meinem ohnehin nicht sehr großen Respekt vor giftigen Schlangen noch einen gewaltigen Stoß verliehen sollte. Während des Badens unterer Schiffsmannschaft am Strande wurden einige Leute auf ein lange anhaltendes Geklässe eines Hundes aufmerksam. Wie sie dem Gebelle nachgingen, trafen sie im nahen Dicht auf einen kleinen struppigen Hund, der bei ihrer Annäherung von einer großen Schlange angeht und sich hindend seitwärts in die Büsche schlug. Die lang ausgestreckt daliegende Schlange, die eine Länge von mehr als drei Meter haben mochte, lebte noch; sie krümmte und wand sich, war aber augenscheinlich nicht mehr in der Lage, zu entziehen. Nachdem ihr mit einigen Steinwürfen völlig der Garaus gemacht worden, fanden die Leute, daß der Hund der Schlange den Kopf nahezu zermalmt hatte. Jedem falls hatte der Hund seinen Gegner bei Beginn des Kampfes flüchtigweise sofort beim Kopfe gepackt und ihn so verhiert, ihn zu umzingeln. Immerhin bleibt der Ausgang dieses Kampfes räthselhaft, da er allen landläufigen Anschauungen über die Nohigkeit der Schlangen, ihre Opfer in blühlicher Geschwindigkeit zu umzingeln, entgegentritt. Die Schlange wurde von den Leuten abgehakt und das schön gezeichnete Fell mit an Bord gebracht. Die Schlange hatte eine frisch verheilte Wunde im Leibe gehabt, und vielleicht war diese letzte Mangelheit an der auffallenden Unbeholfenheit des Thieres schuld gewesen.

Robert Burns' letzte Reliquie.

Ein Verehrer des großen schottischen Dichters Robert Burns besuchte zu Dumfries dessen Witwe und bat sie dringend um irgend ein Erinnerungszeichen ihres Gatten, wenn es auch nur ein Papierresten mit einigen Worten des verstorbenen Bardes oder „sonst etwas“ sei. Die alte Dame erklärte jedoch, sie habe alles Verartige, was sie besessen, bereits an die Freunde des Verstorbenen veräußert und besitze nichts mehr, womit sie seinen Wunsch befriedigen könne. Der autographenfüchtige Sohn Albions ließ sich jedoch nicht abweisen, sondern qualte die Dame immer jubringlicher „um irgend eine Reliquie“.

„Nun,“ sagt endlich die Witwe argertlich, „wenn Sie mich nicht nehmen wollen, möchte ich keine Reliquie von meinem seligen Manne mehr, die ich Ihnen geben könnte.“

Nach dieser Erklärung empfahl sich dann endlich der Karitäten - Sammler.

Die Distel als Nationalblume der Schottländer.

Daß die Distel als Nationalblume der Schottländer angesehen wird, ist allgemein bekannt; nicht so bekannt dürfte aber die Ursache sein, weshalb genannte Pflanze so hoch geacht getommen. Einst drangen die Dänen in Schottland ein und trafen in aller Stille die nöthigen Vorbereitungen zu einem nachtliden Ueberfall auf die ahnungslose Besatzung einer Stadt. Um sich nicht zu verrathen, machten sie sich barfuß und bewegten sich vorsichtig bormarts. So waren sie beinahe auf der Stelle angelangt, von welcher der Ueberfall stattfinden sollte, als plötzlich einer der barfüßigen Dänen auf eine große Distel trat und aus Schmerz einen hellen Schrei ausstieß, wodurch der Ueberfall verrathen ward. Die Schotten griffen zu den Waffen und die Dänen wurden geschlagen. So war eine Distel die Retterin des Landes geworden, und die dunkelbaren Schotten nahmen sie als Nationalblume im Landeshegel auf.

Der Kampf mit dem Hai.

Mrs Savone, 19. Januar, schreibt man: In einer Meerfahrt bei Lado hielt sich seit einiger Zeit ein großer Haifisch auf. Nach dieser Nacht war von der Regierung ein Torpedoboot geschickt worden, um den untergegangenen Dampfer „Bormarts“, dessen Wrack die Schiffahrt hinderte, gänzlich zu zerstören. Von dem Torpedoboot aus wurde der Haifisch wahrgenommen und der Kapitän des Bootes, Giovanni Chia, verbandete ihn durch einen Flintenschuß. Ein Matrose, Namens Giuseppe Romano erbot sich, den Hai zu tödten. Nachdem er die Erlaubniß erhalten hatte, sprang er, mit einem Dolche bewaffnet, in's Meer und schwamm auf den Hai zu. Dieser nahm den Zweikampf an, und es entspann sich nun zwischen dem Matrosen und dem Raubfische ein heftiges Ringen, das nahezu eine Viertelstunde währte und mit dem Tode des Hais endete. Der Matrose hatte seinem Gegner 14 Dolchstöße beigebracht, ohne selbst die geringste Verwundung zu leiden. Die Regierung hat dem tüchtigen Schwimmer die Tapferkeitsmedaille verliehen.

Wechalt die Königin von Portugal Medizin studirt.

Vor Kurzem ging durch die Blätter eine Notiz, daß die Königin Amelia von Portugal ihre erste medizinische Prüfung glänzlich bestanden habe. Es dürfte von Interesse sein, zu erfahren, unter welchen Umständen sie sich entschloß, Medizin zu studiren. Als der Graf von Paris im Sterben lag, mußte die Königin Amelia, seine Tochter, sich eiligst nach England begeben; zu Hause ließ sie ihren Gatten schwer krank zurück, er hatte einen Schlaganfall erlitten. In England lebte die Königin in großen Sorgen, da sie fürchtete, daß man ihr die Wahrheit über die Krankheit des Königs verheimlicht habe. Ihre Verärthungen verlich sie einer befreundeten Dame gegenüber Ausdruck und beklagte die Unwissenheit der Frauen in Dingen, die sie eigentlich genau kennen mußten. „Wir sind Ritter, wir sind Frauen,“ sagte die Königin, „unser Gatte, unsere Kinder sind krank und wir müssen ihnen von fremden Händen helfen lassen. Wir lernen doch so viele unnütze Dinge. Warum lehrt man uns nicht, wie man ein Viehbes auf Erden pflegt und ihm Heilung bringt?“ Als sie dann den ischen Entschluß kundgab, Medizin zu studiren, hielt man ihr entgegen, daß das in Viseban nicht Sitte sei; an der medizinischen Fakultät seien nur männliche Studenten, da die portugiesischen Frauen keine Lust zeigten, sich mit so ernsten Dingen zu befassen. Die Königin aber beschloß trotzdem, Medizin zu studiren, und da sie sich in Portugal großer Sympathien erfreut, dürfte sie bald Nachahmerinnen finden.

Leffeps und die Kaiserin Eugenie.

Der Herzog von Persigny erzählt in seinen soeben erschienenen Memoiren folgendes geistvolles Gespräch, das zwischen der Kaiserin Eugenie und Leffeps im Jahre 1863 stattfand. Auf einem Hofball in den Tuilerien fragte die Kaiserin den gemalten Erbauer des Suezkanals mit der ihr eigenen bescheidenen Lebenswürdigkeit: „Nun, mein lieber Leffeps, wann wird Ihr Kanal fertig sein?“ - „In zwölf Jahren, hoffe ich, Madame,“ verneigte sich der hüldvoll Angeredete. - „Oh,“ erwiderte Eugenie mit einem melancholischen Lächeln, das sie entzündend leuchtete, „oh, zwölf Jahre ist eine lange Zeit, das werde ich kaum erleben.“ - „Madame,“ erwiderte Leffeps mit der Würdlichkeit des echten Franzosen, „so werden wir Tag und Nacht arbeiten, dann können Majestät in sechs Jahren ruhig herben.“

Ein sonderbares Testament.

hat der in London verleborene steinreiche Engländer Henry Budd hinterlassen. Er war sein Leben lang ein abgelenkter Feind des Schnurrbartes und seiner Träger gewesen. Seine Abneigung gegen diese Wämmersjerde trieb ihn so weit, daß er ihr sogar in seinem letzten Willen Ausdruck gab. In dem Dokument heißt es nämlich wörtlich: Im Falle mein Sohn Edward sich einzellen lassen sollte, einen Schnurrbart zu tragen, so soll meine Verfügung: „Pepper Salt“, die für ihm bestimmt war, mein Sohn Wilhelm erhalten; im Falle aber mein Sohn Wilhelm es wagen sollte, sich einen Schnurrbart zuzulegen, so soll meine Verfügung „Widenham Salt“, die ihm gehören sollte, auf Edward übergehen. Diese sonderbare Bestimmung erinnert übrigens in der Idee an einen anderen englischen Sonderling, dem Fabrikanten Flemming in dem Londoner District Fimble, der schon bei

seinen Lebzeiten ein Testament machte, in welchem er jedem seiner Arbeiter die Summe von 10 Pfund St. bestrimmte, mit Ausnahme derjenigen, die dabei beharren sollten, einen Schnurrbart zu tragen; für die letzteren setzte der Testator nur 5 Pfund St. aus.

Der Meiberg.

Ein (zum Sonntagsreiter, den er im Ghantheegraben liegend findet): Wo ist denn der Gaul? Der ist wohl sofort nach dem Stall zurück gelaufen? Sonntagsreiter: „Natürlich!“ (sich aufrichtend). Da hinten kommt er... es sieht schon wieder ein Anderer d'rauf!“

Aus den Bergen.

Fraulein: „So hoch habe ich mir den Berg nicht gedacht, man hätte doch einen Fiel nehmen sollen.“ Herr: „Sie machen mich zum Glücklichen der Menschen - Hüßen Sie sich auf mich, gnädiges Fräulein und der Fiel ist vollkommen crekt!“

Am Schluß eines neuen Stückes.

A (im Theater): „Wer ist wohl der Autor?“ B: „Der - der nicht pfeift!“

Vor dem Elefantenhaus. Fräulein: „Wieviel Jahre hat der Elefant?“ Vater: „Da sieht ja nur zwei!“ Fräulein: „Nicht wahr, der liebe Gott hat ihm nicht mehr gegeben, weil's Eisenbein so theuer ist?“

Verachtete Frage.

Mutter: „Gänschen, heute kommt der Onkel, um mit uns zu speisen, und darum müßt Du Dir das Gesicht schon rein waschen lassen!“ Gänschen: „Ja, wenn er nun aber nicht kommt, was dann?“

Majors.

Major (zu einem, als Pantoffelhelden bekannten Landwehrpremier): „Vater kommandiren, Herr Premier, lauter!... Frau Gemahlin hört's ja nicht!“

Im Gefängniß.

Direktor: „Sie werden also morgen entlassen. Potentill sehe ich Sie nur als gebesserten Menschen wieder!“ Strafling: „Ja wird man denn deswegen auch eingesperrt?“

Maisins.

Dichterling: „... Ach verleihere Sie, ich kann nur des Nachts dichten!“ Guter Freund: „Aber da nehmen Sie doch einfach Schlafpulver!“

Das der Kaserne.

Unteroffizier (zu einem neu eingetretten Einjährigem): „Was sind Sie denn in Ihrem Civilverhältnis?“ Einjähriger: „Doktor der Philosophie!“ Unteroffizier: „Unfinn, so 'ne Krankheit gibt's ja gar nicht!“

Ein Optimist.

A: „Wie steht es mit Deiner literarischen Thätigkeit?“ B: „O, meine Einsendungen werden von der Redaktion jetzt schon viel besser aufgenommen!“ A: „Böher weiß Du das?“ B: „Nun, wenn meine früheren Beiträge zurückkamen, hand immer die Bemerkung „alt“ darauf, jetzt aber heißt es stets: „nicht neu!““

Kleines Mißverständniß.

Richter (zum Vater, dessen Sohn auf der Anklagebank wegen wiederholten Diebstahls steht): „... Sie hätten Ihren Sohn auch warnen sollen!“ Vater: „Hab's auch gethan, Herr Gerichtshof; ich hab' ihm ausdrücklich gesagt, „Karl, sei dieses Mal recht vorfichtig!““

Ein altes Gesicht.

Prinzipal: „Herr Müller, was fällt Ihnen denn ein, den Schlüssel an der Kasse hängen zu lassen?“ Vater: „Hab's auch gethan, Herr Gerichtshof; ich hab' ihm ausdrücklich gesagt, „Karl, sei dieses Mal recht vorfichtig!““

Fräulein.

Fräulein: „Denken Sie, unser Waldmann ist seit gestern fort, wenn er Ihnen etwas zuulassen sollte...“ Herr: „Darin brauchen Sie nicht zu denken, Fräulein, meine Schwester nimmt ja auch Gefangenen!“

Andere Dienstboten.

Dienstmädchen (zu einer Kollegin): „... Und da sagt mir gestern die Frau, jedes Stück, das ich in Zukunft zerbrechen, wird mir vom Lohne abgezogen... Denk' Dir die Gemeinheit, mo ich mich schon so an das Zerbrechen gewöhnt habe.“

Gleichbedeutend.

Jose (die während der Soiree alle Gäste aus dem Salon fürzen sieht): „Himmel, jetzt weiß ich nicht, ist ein Unfall passiert oder fingt unser Fräulein!“

Ein Schwereöthter.

Sie wissen ja, Fräulein! Glotzhilde, wie sehr ich Sie liebe und verehere!... Wollen Sie die Meine werden?“ Aber ich habe Ihnen doch erst vor acht Tagen einen Korb gegeben!“ „Ach, waren Sie das?“

Das schlechte Sonntags.

„Du hast heute Dein Feigheit bekommen, Kavel!... Vaff es mal sehen!“ „Wißt Du nicht lieber zuerst essen, Papa?“

Dem Photographen.

Fräulein (unmüthig): „Auf der Photographie sehe ich ja aus, als ob ich dreißig Jahre alt wäre!“ Photograph: „Sie haben doch ausdrücklich gewünscht, daß ich das Bild etwas jugendlich machen sollte!“

Je nachdem.

A: „Wo wollen Sie denn hin?“ B: „Ich will um die Hand einer der Töchter des reichen Banquier K. anhalten.“ A: „So, um welche denn?“ B: „Das weiß ich jetzt noch nicht; ist er guter Laune, nehme ich die jüngste, ist er schlechter, die älteste.“